

23. Berliner Colloquium zur Zeitgeschichte

Societal Transformation in Russia since 1980

Konzept: Mischa Gabowitsch (Einstein Forum, Potsdam)

Konferenzsprache: Englisch

20. und 21. Mai 2016

Im Gespräch

Berliner Colloquien zur Zeitgeschichte: »Gesellschaftliche Transformation in Russland« – ging es da um eine Bilanz der Transformationsforschung?

Mischa Gabowitsch: Nein, auf gar keinen Fall. Dieser Begriff ist ja sehr stark politikwissenschaftlich besetzt, so wie das öffentliche Interesse und auch die Forschung zum heutigen Russland sich in einem schier unglaublichen Maße auf das politische System und dessen Veränderungen fokussieren. Genau davon wollte ich mit diesem Colloquium wegkommen. Es bedarf heutzutage schon einer besonderen Anstrengung, ein Gespräch über Russland zu führen, das sich nicht auf die politische Elite, die Hauptstadt, den Kreml und oft genug primär auf den Präsidenten konzentriert. Diese Moskau- und Putin-Fixierung ist ein echtes Problem. Die Gesellschaft kommt dabei praktisch nur als passive Masse vor. Von Interesse sind dann zumeist politische Einstellungen, die mit dem ungemein problematischen Instrument der Meinungsumfrage gemessen werden. Andererseits gibt es Kollegen, die sich mit dem Stalinismus befasst haben und meinen, allein deswegen das heutige Russland erklären können. Das Colloquium war als Versuch konzipiert, komplexere Perspektiven auf die russische Gesellschaft zu entwickeln, die nicht alles immer auf die Politik zurückführen, aber auch nicht auf das vermeintliche Fortleben von Gesellschaftsstrukturen aus den 1930er Jahren oder gar noch früheren Zeiten.

Also eine rein soziologische Veranstaltung?

Mitnichten. Ganz in der Tradition der Berliner Colloquien ging es um eine interdisziplinäre Zusammenarbeit, speziell zwischen Historikern und Soziologen, aber auch Anthropologen und Geografen. In der Forschung zur Sowjetunion und zu Russland gibt es hier zunehmend Überschneidungen. Vertreter dieser Disziplinen beschäftigen sich seit einiger Zeit nicht mehr nur mit »ihren« jeweiligen Epochen, sondern nehmen zunehmend die gesellschaftliche Transformation während der letzten Jahrzehnte in den Blick. Insbesondere

interessieren sich Historiker inzwischen sehr für die Spätphase der Sowjetunion, nachdem lange Zeit die Stalin-Ära im Mittelpunkt stand. Und auch die Soziologen, aus der umgekehrten Richtung kommend, erforschen immer aufmerksamer die spätsowjetische Zeit, die inzwischen als Startpunkt für Entwicklungen erscheint, deren Auswirkungen heute zu sehen sind: etwa die Entfaltung einer städtischen Konsumgesellschaft oder die Entstehung von Umwelt- oder Denkmalschutzbewegungen. Ich stehe mit je einem Bein in beiden Disziplinen und beobachte diese Annäherung seit einer Weile, stelle aber gleichzeitig fest, dass es bislang keinen systematischen Dialog zwischen den Disziplinen gibt. Für den Reader, der uns als Diskussionsgrundlage diene, habe ich zum Beispiel einen Text eines norwegischen Sozialanthropologen ausgewählt, der in den frühen 1980er Jahren als einer von sehr wenigen westlichen Wissenschaftlern Feldforschung in der Sowjetunion betreiben konnte.¹ Er beschrieb die späte Sowjetunion als ein Archipel kaum zusammenhängender Inseln – gesellschaftlicher Stellungen, die man, einmal eingenommen, mit großem Aufwand verteidigte. Es ging also nicht darum, einen möglichst hohen Platz in einer Hierarchie einzunehmen, sondern man versuchte, sich möglichst vorteilhaft zu positionieren, um unter den stets chaotischen Bedingungen der korrupten Planwirtschaft an knappe Ressourcen zu kommen und Repressalien zu entgehen. Das Buch ist immer noch so etwas wie ein Geheimtipp, unter Sozialhistorikern der späten Sowjetunion aber schon fast ein Klassiker. Daneben stand ein jüngerer Text eines soziologisch interessierten Politikwissenschaftlers, der in Bezug auf das heutige Russland eine ganz ähnliche Analyse vorlegt und dabei durchaus elegant argumentiert, man solle statt von »Passivität« lieber von einer »aggressiven Immobilität« sprechen, die den besten Schutz vor der Willkür des Staates biete. Im Kontrast dazu stellt er die sowjetische Gesellschaft, einem längst überholten Klischee folgend, als streng reglementiertes und von oben kontrolliertes System dar.² Hier gibt es ein großes Potenzial für einen fruchtbaren Dialog, der aber durch die ständige Fixierung auf die Funktionsweise und Transformation des formalen politischen Systems erschwert wird.

¹ Finn Sivert Nielsen, *The Eye of the Whirlwind. Russian Identity and Soviet Nation-Building. Quests for Meaning in a Soviet Metropolis* (1986), http://www.anthrobase.com/Txt/N/Nielsen_F_S_03.htm

² Samuel A. Greene, *Russia: Society, politics and the search for community*, <http://www.eurozine.com/articles/2011-12-02-greene-en.html>

Ist denn ein solcher Dialog zustande gekommen?

Auf jeden Fall ist es uns gelungen, einige Bereiche zu identifizieren, in denen es Überschneidungen und Gesprächsbedarf gibt. Ein Beispiel sind die in der Forschungsliteratur immer wieder verwendeten Vereinzelungs-Metaphern, ob nun von »Atomisierung« die Rede ist oder, wie schon erwähnt, von »Inseln«. Solche Begriffe suggerieren, es gebe in Russland keine oder nur sehr schwache soziale Bindungen, und lassen uns all das aus dem Auge verlieren, was die Gesellschaft eben doch zusammenhält: von langlebigen Institutionen wie staatlichen Bildungs- oder Wohlfahrtseinrichtungen bis hin zu informellen Praktiken, die den Austausch von Dienstleistungen und Gefälligkeiten sowie den Zugang zu bestimmten Gütern regeln. Dazwischen liegt ein breites Spektrum dessen, was die aus Frankreich stammende pragmatische Soziologie als »Konventionen« bezeichnet: Regeln, die das gesellschaftliche Zusammenleben strukturieren, ohne die explizite Struktur von Institutionen zu besitzen, aber auch ohne bloß unbewusste »Normen« zu sein.

Intensiv diskutiert wurde ebenfalls über Zäsuren in der jüngeren russischen Geschichte. Die Bedeutung des Einschnitts von 1991 ist natürlich nicht von der Hand zu weisen, für die Sozialgeschichte sind aber Momente wie die Mitte der 1960er Jahre als Höhepunkt der Verstärkung womöglich nicht weniger wichtig. Andererseits wirken bestimmte Strukturen aus der Stalinzeit, wie etwa die staatliche Klassifikation der Berufe, eben doch bis weit in die postsowjetische Zeit nach.

Zugleich haben unsere Diskussionen gezeigt, was für ein weiter Weg noch zu gehen ist. Ein Beispiel war die ausgiebig erörterte Frage, wie ein Lehrbuch über die russische Gesellschaft aussehen könnte – bezeichnenderweise gibt es ein solches Buch noch nicht, während Kompendien über die Politik die Regale füllen. Wie würden wir ein solches Werk strukturieren? Anhand klassischer Kategorien wie soziale Ungleichheit, Gender usw. – oder aber mit einem Fokus auf vermeintliche russische Besonderheiten? Was genau solche Besonderheiten sein könnten, ist ja gar nicht so leicht festzustellen – vor allem weil Russland zwar gerne mit einem vage definierten »Westen«, nicht aber mit anderen Weltgegenden verglichen wird, die es vielleicht in mancherlei Hinsicht als typischen statt als Sonderfall erscheinen lassen würden.

Gibt es denn Aussicht auf eine Fortsetzung des Dialogs?

Da bin ich zuversichtlich. Das Bedürfnis, die Dominanz des Politischen und der Moskau-Zentrierung in der Betrachtung des heutigen Russlands aufzubrechen, ist

immer stärker zu spüren. Davon zeugt eine Reihe von Tagungen in verschiedenen Ländern, die von einem ähnlichen Impuls inspiriert sind. Dies führt unvermeidlich zu einer Rückbesinnung auf die Geschichte, schon weil die historische Forschung zu den 1960er bis 1980er Jahren zunehmend regionale Archive erschließt. Gleichzeitig stoßen Historiker in Perioden vor, in denen bereits Zeitgenossen soziologische Forschung durchführten – auch in der Sowjetunion gab es ja seit den 1960er Jahren interessante empirische Ansätze.

Von dieser Entwicklung erhoffe ich mir aber nicht nur ein besseres Verständnis der sowjetischen bzw. russischen Gesellschaft. Eine wichtige Frage ist auch, was die Sozialwissenschaften, deren heutiges Instrumentarium ja vor allem aus einer Beschäftigung mit Nordamerika und Westeuropa heraus entstand, von einem systematischeren Studium von Gesellschaften wie der russischen lernen können. Noch gibt es zu wenige Theoretiker, die diese Frage ernst nehmen. Dabei sehen wir doch gerade in den letzten Jahren, dass Russland nicht einfach eine verspätete Modernisierung durchmacht, also längst bekannte Entwicklungen nachholt – sondern dass auch westliche Gesellschaften plötzlich mit Phänomenen konfrontiert sind, die Beobachtern postsozialistischer Länder längst geläufig sind. Neoliberale Reformen, die zuerst in Osteuropa erprobt wurden, erreichen den Westen. Traditionelle Konstellationen der politischen Kulturen brechen auf und werden durch hybride Konstrukte und Populismen ersetzt, die sehr stark an Russland erinnern. Auch die gesellschaftlichen Reaktionen darauf sind ähnlich. Wenn ich sehe, dass Parodisten à la Stephen Colbert oder der Autor des »Postillon« heute zu den prominentesten Vertretern von Gesellschaftskritik gehören, dann fühle ich mich sehr an die spät- und postsowjetische Kultur des ironischen »stjob« erinnert. Die Erforschung der russischen Gesellschaft ist also keineswegs ein bloßes Nischenthema für *area studies*-Experten.